

fort: „Es gibt aber einen andern Weg zum wahren Menschsein. Dieser Weg ist auch begangen worden — parallel dem Humanismus und der Nietzsche'schen Philosophie. Es ist der Weg Luthers bis hin zu Rierkegaard. Auch Luther hat sich von der mittelalterlichen Priesterkirche gelöst, aber nicht um das humane, das Ich, sondern um das Göttliche, um Christus an ihre Stelle zu setzen. Luther zeigt uns deutlich, daß nicht Ich, sondern Christus mein Ich sein soll. („Wir sollen alle Christusse sein!“)“ — (Neubau 1948, April, S. 15).

Dr. E. Silling

Lesefrucht

Der Osterglaube in Goethes Faust.

Zum Ergreifendsten in Goethes Faust gehört jene Osternacht, in welcher der große Forscher und Gelehrte nach einem letzten leidenschaftlichen Versuch, die Geister zu beschwören, seinem qualvoll unbefriedigenden Leben ein Ende machen will. Schon hat er den Giftkelch an die Lippen gesetzt, da hört er den Klang der Osterglocken und den Gesang des Osterchores: „Christ ist erstanden!“ Er setzt den Kelch ab:

O tönet fort, ihr süßen Himmelslieder!
Die Träne quillt, die Erde hat mich wieder!

Die Osterbotschaft hat ihn vor dem letzten Schritt bewahrt. Gibt es ein schöneres, überzeugenderes Bekenntnis zu Christus, dem Todesüberwinder?

So meint man zunächst diese Szene verstehen zu sollen. Faust selbst weiß nichts davon. Er antwortet:

Was sucht ihr, mächtig und gelind,
Ihr Himmelstöne, mich im Staube?
Klingt dort umher, wo weiche Menschen sind.
Die Botschaft hör ich wohl, allein mir fehlt der Glaube.

Diese Himmelstöne klingen zwar mit der Frömmigkeit seiner früheren Jahre, die er in der brünstigen Sprache spätlutherischer Erbauungsbücher umschreibt, zusammen. Aber sie rufen nicht mehr den Christusglauben in ihm wach, nur Kindheits Erinnerungen:

Zu jenen Sphären wag ich nicht zu streben,
Woher die holde Nachricht tönt:
Und doch, an diesen Klang von Jugend auf gewöhnt,
Ruft er auch jetzt zurück mich in das Leben.
... Dies Lied verkündete der Jugend muntre Spiele,
Der Frühlingsfeier freies Glück;
Erinrung hält mich nun, mit kindlichem Gefühle,
Vom letzten, ernstern Schritt zurück.

Dem entspricht, daß er seine Rückkehr ins Leben nicht mit dem Kirchgang, sondern mit einem Spaziergang besiegelt. Das ist enttäuschend.

Enttäuschend ist aber nicht erst der Widerhall des Osterliedes im Herzen Fausts. Schon dieses selbst ist ohne Kraft und Leben. Man kann es ein kleines Osteratorium heißen, was Goethe hier geschaffen hat. Im Wechsel von himmlischen und irdischen Stimmen wird dreimal die frohe Botschaft von der Auferstehung Christi in die Welt menschlicher Wehklagen hineingerufen. Die Frauen in ihrem vergeblichen Suchen empfangen aus Engelsmund die Osterkunde, die Jünger in ihrer schmachtenden Verlassenheit den Missionsbefehl. Es fehlt dem kleinen Werk weder an biblischem Gehalt, noch an dichterischer Gestalt; wohl aber an dem dritten — und gerade das entscheidet über die lebendige Zeugnis kraft — an der inneren Gewalt. Es erhebt sich in seinen spielerischen, traumhaft weichen Reimereien nicht über den Rang eines Goetheschen Singspiels. Das alte Osterlied der Kirche „Christ ist erstanden von der Marter alle“, dem der Dichter den Kehrsvers seines Engelschors entnommen hat, hätte in seiner harten Klarheit und jubelnden Freude die Osterbotschaft überzeugender verkündet, denn hinter diesem Lied steht der lebendige Glaube der Gemeinde.

Fausts Unglauben und die Mattigkeit der Osterverkündigung sind um so auffallender, als die vorhergehenden Szenen mit der Dynamik eines ganz gewissen Glaubens an die andere Welt und das ewige Leben geradezu geladen sind. Faust ist überzeugt, daß wir zum Leben in einer Welt höherer Geister bestimmt sind, in der unser Erkenntnisdrang gestillt wird. Deshalb ergibt er sich ja der Magie, um mit diesen hohen und doch verwandten Geistern jetzt schon in Verkehr zu treten und zu erkennen, „was die Welt im Innersten zusammenhält“. Die Erscheinung des Erdgeists bestätigt auch seinen Glauben an diese Wirklichkeit. Nur läßt sie ihn zugleich erfahren, daß selbst ein Übermensch, wie er, den Geistern gegenüber „ein furchtbar weggekrümmter Wurm“ ist. Wenn er zum Giftkelch greift, so ist das nicht der Verzweiflungsakt einer gestrandeten Existenz, die ihrem Leben ein Ende machen will, sondern — dem Sturz des Empedokles in den Ätna vergleichbar — der vermessene Versuch, „die Pforten aufzureißen, vor denen jeder gern vorüberschleicht“, das heißt, mit eigener Hand die irdische Daseinsform und damit die Schranken, die seiner Erkenntnis gesetzt sind, zu zerbrechen. Es ist nicht der Versuch einer Selbstvernichtung, sondern einer Selbsterhöhung, nicht der Abbruch seines grenzenlosen Strebens, sondern dessen höchste Übersteigerung. In „festlicher“ Stimmung, „mit Andacht“ nimmt er den Kelch zur Hand — eine geradezu „sakrale“ Handlung, begleitet von Worten jeherischer Schau:

In's hohe Meer werd ich hinausgewiesen,
 Die Spiegelflut erglänzt zu meinen Füßen,
 Zu neuen Ufern lockt ein neuer Tag.
 Ein Feuerwagen schwebt, auf leichten Schwingen,
 An mich heran! Ich fühle mich bereit,
 Auf neuer Bahn den Äther zu durchdringen,
 Zu neuen Sphären reiner Tätigkeit.

Für die Apostel ist die Auferstehung Christi der erstmalige, in seiner Sichtbarkeit einmalige Durchbruch aus dieser Welt des Todes in das ewige Leben. Ein Sieg des Gekreuzigten über die Mächte der Hölle, ein Wunder Gottes, das uns die Pforten des Himmels aufstut. Christi Auferstehung ist die Quelle ihres Glaubens und das Unterpfand ihrer Hoffnung: „Gelobt sei Gott, der uns nach seiner großen Barmherzigkeit wiedergeboren hat zu einer lebendigen Hoffnung durch die Auferstehung Jesu Christi von den Toten!“ (1. Petr. 1, 3). Goethes Glaube ist ein „Osterglaube“ ohne Christus. Nicht am ewigen Leben, sondern an der wunderbaren Außerordentlichkeit der Auferstehung Christi zweifelt er. Sein Glaube gründet sich nicht auf eine einmalige Tat Gottes in der Geschichte, sondern auf einen, wie er meint, von jeher bestehenden Tatbestand. Für Goethe trägt der Mensch von Natur die Bestimmung und den Anspruch auf eine höhere Lebensstufe in sich: „Wenn ich bis an mein Ende rastlos wirke, so ist die Natur verpflichtet, mir eine andere Form des Daseins anzuweisen, wenn die jetzige meinen Geist nicht ferner auszuhalten vermag“ (zu Eckermann 4. 2. 1829). Das ist nicht die Sprache der Bibel, sondern der Leibnizischen Philosophie. Nach ihr besteht die Welt aus vielen lebendigen Kraftpunkten, die auf natürlichem Weg weder entstehen noch vergehen, die aber die Möglichkeit stufenmäßiger Lebenserweiterung und Lebenssteigerung in sich tragen. Monaden nennt er sie. Unsere Seele ist eine solche, bereits auf höherer Stufe stehende Monade, die den lebendigen Mittelpunkt des menschlichen Organismus und seines ihn umgebenden Wirkungskreises bildet, wobei die untergeordneten Monaden noch nicht einmal zum Bewußtsein erwacht zu sein brauchen. Der ihr eigentümliche Gestaltungstrieb — aristotelisch gesprochen „Entelechie“ — prägt sich in ihrer Lebensart und in ihrem Lebenswerk aus:

Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt.

Nun spricht das Neue Testament von Christus als dem Haupt eines Leibes, den wir uns als einen überpersönlichen Organismus vorzustellen haben. Die Menschen, die sich ihm gläubig hingeben, werden Glieder seines Leibes und bekommen so Anteil an seinem Geist und Leben: „Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubt, der wird leben, ob er gleich stirbe“ (Joh. 11, 25). An sich bestünde durchaus die Möglichkeit, diese Vorstellung mit der Leibnizischen Philosophie zu verbinden, so daß der Osterglaube zwar nicht vom heilsgeschichtlichen Faktum, wohl aber vom inneren Erlebnis her christozentrisch würde: „Ist jemand in Christo, so ist er eine neue Kreatur“ (2. Kor. 5, 7). Aber Goethe ist trotz aller offen zugestandenen Berührungen mit Christus nicht christozentrisch, sondern fühlt sich abwechselnd von ihm angezogen und abgestoßen. Seine Weltanschauung bleibt naturgebunden: „Alle Monaden sind von Natur so unverwüßlich, daß sie ihre Tätigkeit im Moment der Auflösung selbst nicht einstellen oder verlieren, sondern noch in demselben Augenblick weiter fortsetzen... An eine Vernichtung ist gar nicht zu denken“ (zu

Falk, 25. 1. 1813). „Ich zweifle nicht an unserem Fortdauern, denn die Natur kann die Entelechie nicht entbehren“ (zu Eckermann 1. 9. 1829).

Dementsprechend hat Fausts Glaube an das ewige Leben mit Christus nichts zu tun. Er feiert Ostern als Frühlingsfest und nicht als Christusfeier. Ihm tut sich nicht der Himmel auf, sondern die Erde hat ihn wieder. Ein jugendlicher Erlebnisdrang, eine männliche Schaffenskraft werden in ihm wach. Erst noch gepaart mit jenem unstillbaren Sehnsuchtstrieb, in dem die Seele ihre ewige Bestimmung spürt, dann aber mehr und mehr in einer grundsätzlichen Diesseitigkeit:

Nach drüben ist die Aussicht uns verrannt;
 Tor, wer dorthin die Augen blinzelnd richtet,
 Sich über Wolken seinesgleichen dichtet!
 Er stehe fest und sehe hier sich um;
 Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm.

Das ist nach Goethes Meinung ein Gesundungsprozeß. „Ein tüchtiger Mensch, der schon hier etwas Ordentliches zu sein gedenkt und daher täglich zu streben, zu kämpfen und zu wirken hat, läßt die künftige Welt auf sich beruhen und ist tätig und nützlich in dieser“ (zu Eckermann). Aber deckt sich das mit Fausts Lebensglauben?

Wenn er in demütiger Selbstbescheidung darauf verzichten wollte, die jetzige Lebensstufe zu überspringen, und mit einer letzten Verantwortung vor Gott seinen Platz in der Welt ausfüllte, so wäre der edel und groß angelegte Mensch von seiner Schwärmerei geheilt. Nun aber wirft sich sein grenzenloses Verlangen nach dem Absoluten aufs Zeitliche. Er wird zu dem sprichwörtlich „faustischen Menschen“, in dem der Deutsche sich so gerne wiederfindet. Aber man bedenke wohl: Die maßlosen Lebensideale, denen Faust alles opfert, und die abgrundtiefe Enttäuschung, die ihn dem Nihilismus in die Arme treibt, gehören zu diesem Bild. Und ebenso Mephisto, der ihn von seinem Urquell abzieht und dieses verzehrende Feuer in ihm schürt. Diesseitigkeit und Absolutheitsanspruch sind eine teuflische Kombination! Das hat Goethe richtig gesehen — nur hat man seine Warnung nicht verstanden.

Ganz groß aber ist nun, wie der Dichter über dieses irrende, gärende, zwiespältige, schuldbeladene Menschenleben den weiten Gnadenhimmel wölbt. So tief ist Goethe selber von der ewigen Gotteswelt überzeugt, daß er die ganze grauenvoll-großartige Tragödie in ein Vor- und Nachspiel im Himmel einschließt. Es ist hier nicht der Ort, aufzuzeigen, wie er uns darin den faustischen Menschen mit den weisen und gütigen Augen Gottes sehen lehrt und den meist so inhaltsleeren Raum der „anderen Welt“ schon auf der ersten Stufe mit einem vielfach gegliederten Reich der Liebe füllt. Aber das soll ausdrücklich ausgesprochen werden, daß die ruhige Selbstverständlichkeit, mit der Goethe an unser Fortleben in der Ewigkeit glaubt, sich gerade in den verwickeltesten und quälendsten Szenen tragend, klärend, vertiefend

und versöhnend geltend macht. Wir können nur wünschen, daß die Gewißheit unseres an sich sehr viel kraftvolleren christlichen Osterglaubens in unserem Leben dieselbe zentrale Bedeutung gewinnt.

Oskar Planck
(Aus „Evangelische Jahresbriefe“, Ostern 1948).

Das geistige und geistliche Leben der Pfarrfrau.

Vortrag auf der Pfarrfrauen-Freizeit in Hamburgo Welho 1948.

Wir alle, die wir an der Seite unserer Männer als Pfarrfrauen in dieser Zeit leben, wissen es aus eigener Erfahrung, daß jeder Tag von uns neue Entscheidungen fordert. Zu der ungeheuren Belastung, die durch die Aufgaben der eigenen Wirtschaft und durch die Verpflichtung, unseren Angehörigen drüben zu helfen, gegeben ist, kommen die Aufgaben, die uns Pfarrfrauen mit der Bewältigung der Fragen gegeben sind, die durch die geistige Situation der Zeit an uns herantreten. Wie abgekämpft kommen wir manchmal aus den Frauenhilfsveranstaltungen, wie enttäuscht von Besuchen in der Gemeinde und mutlos aus den Zusammenkünften der Jugend zu unseren Familien zurück! Wie oft kreisen abends die Gespräche mit unseren Männern um alles das, was das Pfarrer-sein und Pfarrfrau-sein heute so schwer macht! Wie sollen wir mit allen diesen Dingen fertig werden? Das alte Lied, das wir früher — allerdings in eigentlich nicht anderer Lage — mit der Evangelischen Jugend so mutig gesungen haben, wird uns heute durch seine Realistik und seinen Ernst bedeutsam:

Wer jetzig Zeiten leben will,
muß haben ein tapfers Herze —
Steh gottgetreulich unverzagt
in deiner blanken Wehre.

Wir wissen, daß das nicht immer leicht ist, wenn nicht nur die Wäscheschränke leer werden, sondern auch das Herz immer leerer wird. Leider fehlt es heute mehr denn je an den kleinen Freuden, die früher unserem Leben immer neue Anregungen gaben und bereicherten, nur selten flattert einmal ein Buch oder eine Zeitschrift aus Deutschland in die Unruhe oder die Einsamkeit unseres Pfarrhauses. Dagegen erfüllen die Briefe und Nachrichten, die von unseren Angehörigen kommen, uns immer wieder mit neuen Sorgen. Die ganze Ausichtslosigkeit der Gegenwart und die Undurchsichtigkeit der Zukunft haben das Idyll des evangelischen Pfarrhauses zerstört. Das wird uns klar, wenn wir Bücher lesen, die das Leben in einem evangelischen Pfarrhause der Vergangenheit schildern. Welch ein Reichtum, Welch eine Beschaulichkeit begegnen uns in solchen Büchern. Es ist gut, wenn wir uns Zeit nehmen und gelegentlich solche Bücher lesen. Nicht um voller Wehmut an vergangene Zeiten zu denken, sondern, um eine Stunde der Einkehr zu erleben. Es wird uns dabei aufgehen, daß die Lage des evangelischen Pfarrhauses auch in der Vergangenheit nicht unberührt war von den Wellen, die das